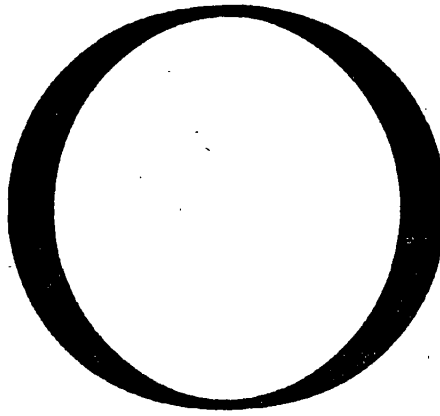




DIE WICHTIGSTE FRAGE scheint mir: Wie können wir in dieser Gesellschaft ein Null-Wachstum herbeiführen? Es steht für mich außer Frage, daß dieses Null-Wachstum in unseren Industriegesellschaften, in Amerika, Westeuropa und Japan, erreicht werden muß. Das macht auch die MIT-Studie beklebend deutlich. Sollte das nicht gelingen, dann wird die Kluft, dann werden die Spannungen zwischen den armen und den reichen Nationen immer größer. Wir müssen eine Gesellschaft anstreben, in der sich der Abstand zwischen Armen und Reichen mit der Zeit verringert. Es wäre eine Illusion, ja eine Lüge, zu behaupten, daß es ohne unser Wachstum auch kein Wachstum in der Dritten Welt geben könne. Eigentlich bin ich noch pessimistischer als Meadows. Während meiner politischen Laufbahn habe ich lernen müssen, wieviel Zeit politische Entscheidungen bedürfen, um reifen zu können. Nehmen Sie als Beispiel Europa: Trotz des Druckes und des Interesses so vieler, die den Gemeinsamen Markt in Europa wollen, liegt ein politisch, wirtschaftlich und sozial geeintes Europa noch immer in weiter Ferne. 20 Jahre schon sind wir auf dem Weg zu dieser Union. Heute, 1973, existiert der Gemeinsame Markt noch immer nicht. Wir haben noch keine gemeinsame Wirtschaftspolitik, keine gemeinsame Agrarpolitik, keine Finanzpolitik – von Sozialpolitik gar nicht zu reden. Wie aber sollen wir uns auf globaler Ebene zügig einigen, wenn wir nicht einmal unser Haus fristgerecht und angemessen bestellen können? Ich bin nicht nur pessimistisch, ob wir die Zeit für die notwendigen Maßnahmen finden werden. Ich bin auch besorgt, ob wir die Kräfte bändigen können, die auf permanentes Wachstum gedrillt sind. Unser gesamtes Gesellschaftssystem drängt auf Wachstum – nicht nur einzelne Firmen, die Großunternehmen, die multinationalen Giganten. Wir müssen darüber hinaus konstatieren, daß eigentlich sämtliche gesellschaftlichen Kräfte in Richtung Wachstum tendieren und daß es Gegenkräfte fast gar nicht gibt.

Gegenkräfte zum Wachstum

Diese Gegenkräfte aber können wir nur entwickeln, wenn es uns gelingt, Mentalität und Denkweisen der Menschen in unserer Gesellschaft grundlegend zu ändern. Wir müssen eine Gesellschaft anstreben, die bereit ist, einen Stillstand, ja auch ein materielles Absinken des Konsums ohne Murren hinzunehmen. Für den Konsumenten heißt das: weniger Autos, weniger Farbfernseher, weniger Wochenendhäuser. Es heißt: Bescheidung. Es bedeutet: einfacher zu leben.

Als Gegenkomponente könnte man ein Wachstum in ganz anderer Richtung einleiten; ein Wachstum in ethischer, geistiger, kultureller Hinsicht. Wir müssen anfangen, bereits in den Schulen, im gesamten Erziehungswesen, in allen Teilbereichen des gesellschaftlichen Lebens, deutlich zu machen, daß es wesentlichere Dinge im Leben gibt als bloßes Wachstumsstreben; als den Teufelskreis von wachsender Produktion und wachsendem Konsum.

Wir müssen also, und das ist mein erster Vorschlag, die Struktur unserer heutigen Gesellschaft verändern. Das ist eine eminent politische Frage geworden. Und sie drängt auf Entscheidung und Handeln. Weiter möchte ich hervorheben, daß es nach meiner Ansicht keine Lösung dieser Fragen geben wird, wenn wir nicht innerhalb der Gesellschaft eine größere Gleichheit anzielen; in der europäischen Gesellschaft, in der Gesellschaft der Industrieländer, zwischen den Industrieländern und den armen Nationen ... Ich befürchte aber, daß das System der kapitalistischen Gesellschaft, das prinzipiell auf Wachstum und Profit ausgerichtet ist, diese Veränderungen nicht vollziehen kann. Vielleicht bieten andere politische Systeme bessere Alternativen. Nicht unbedingt sozialistische Systeme; denn auch der Staatssozialismus sowjetischer Prägung basiert auf Wachstum, hat primär Wachstum als Ziel. Vielleicht sollte man die Entwicklungen in China künftig sorgfältig studieren.

Sicco Mansholt

Jesusfrage

Selbstbewußtsein und Nachfolge: Religion der Demut und christliche Provokation – Nietzsches Ärgernis an den krummen Seelen – Aber Jesus für ihn ein «froher Botschafter» – Heutige Exegese sieht nicht nur seine Selbsterniedrigung, sondern auch sein Selbstbewußtsein – Liegt es nur an seiner Göttlichkeit oder gehört es zum Weg Jesu? – Jesu Einheit mit dem Vater auf alle Gläubigen ausgeweitet – Selbstinschätzung des Menschen in einem veränderten Weltbild – Pascals Erschrecken vor dem stummen All – Herausforderung des Atheismus und religiöse Unsicherheit – Der kleine Mensch durch Jesus immer noch Bundespartner Gottes.

Raymund Schwager

Literatur

Religiöse Elemente in der Lyrik Grochowiaks: Der Begründer des «Turpismus» (Kult des Häßlichen) schätzt das scheinbar Wertlose – Ein in Anfechtung glaubender Mensch – Verfremdung aufdringlicher Religion mittels Dissonanz, Antithese und Kontrast – Gegen Verharmlosung und Verkitschung – «Simon der Stylit» hat auf dem Sims Haus und Grab – Polnische Vermischung von Nation und Religion ironisiert in der «Litanei» – Keine Geborgenheit im Schoß der Kirche – Verzweifelter Ruf nach Gott – Antwort im Schweigen vernnehmbar – Heimatlos gewordenen Gottesverlangen führt zu neuer Transzendenz Erfahrung.

Theo Mechtenberg, Wrocław

Chile

Dokument: Radomiro Tomic's Rede an Christdemokraten: Allendes Gegenkandidat für die Präsidentschaft zieht Bilanz aus dem Putsch – War er notwendig und unvermeidlich? – Bestand die Gefahr einer marxistischen Diktatur? – Beide Fragen verneint – Nicht linke Tyrannei sondern Anarchie drohte – Der Boykott des Transportwesens war Klassenkampf von rechts – Die Christdemokraten mitschuld am Bankrott der Demokratie – Auseinandersetzung mit dem Weißbuch der Junta – Der «Wahlbetrug» und der Plan «Z» – Kritik an der Wirtschaftspolitik der Militärs – Hoffnung in eine «zweite Etappe» – Zukunftsperspektiven für einen neuen Konsens in Chile.

Kommentar: Hat Chile noch eine Chance? Vier Monate später – Die Armee als Garant der Verfassung hat diese außer Kraft gesetzt – Auflösung der demokratischen Institutionen – Die «Übergangsphase» wird perpetuiert – Eigengesetzlichkeit des Militärs – Selbst die christdemokratische Mitte kaltgestellt – Tomic hat das Land verlassen – Seine Kritik an der eigenen Partei bleibt relevant.

Andreas Bänziger, Glatthbrugg

Buchbesprechungen

Jetzt verstehe ich die Bibel – Die Begründung sittlicher Urteile – Chile, ein Schwarzbuch – Wachstum bis zur Katastrophe?

CHRIST IM STUMMEN ALL: SELBSTBEWUSSTSEIN UND NACHFOLGE

Noch vor kurzem hat ein bekannter spiritueller Autor die Haltung Jesu und entsprechend die Haltung jedes Gläubigen in dessen Nachfolge bündig zusammengefaßt als: Gelassenheit, Hinnahme, Bescheidenheit, Innerlichkeit, Demut, Armut und schließlich Verlassenheit. Eine solche Aufzählung steht nicht allein. In der christlichen Tradition lassen sich sehr viele spirituelle Autoren finden, die ähnlich geschrieben haben. Die christliche Religion wurde oft sogar als die Religion der Demut gepriesen.

Heute wird diese Sicht vielfach als einseitig oder gar als falsch und verkehrt empfunden. Im christlichen Raum haben viele begonnen, davon zu sprechen, der Gläubige müsse auch den Mut zur Provokation haben. Vom außerchristlichen Bereich her wird die überlieferte, abendländische Religion unter anderem gerade wegen ihrer Aufforderung zur Demut und zum geduldigen Ertragen entschieden abgelehnt und bekämpft.

Einer der großen antichristlichen Ankläger war *Nietzsche*. Er glaubte in der Wertschätzung der Demut die eigentliche Fäule des christlichen Geistes entdeckt zu haben. Er wollte diese »Tugend« als die Haltung krummer Sklavenseelen entlarven. Durch die Predigt der Demut sei es nämlich den schwachen und kleinlichen Geistern gelungen, alles Hohe, Edle und Herrscherliche zu diskreditieren. Diese Menschen ohne jeden eigenen Adel hätten auch bei anderen nichts Adliges dulden wollen. Aus Neid und Mißgunst habe der Pöbel die eigene Erbärmlichkeit zur Tugend umgelogen und die Gemeinheit der Allzu-Vielen auf den Thron gehoben. Der christliche Geist habe so in die geraden Seelen der herrscherlich Kämpfenden einen Wurm gesetzt. Nun sei es aber Zeit geworden, diese verlogenen Werte umzuwerten und die aus dem Ressentiment geborene Moral der krummen Geister und des sklavenhaften Pöbels auszufegen, um endlich wieder die reine Luft des Geistes atmen zu können.

Nietzsche ist gewiß kein Kronzeuge eines genuinen christlichen Selbstverständnisses. Er war in seinen Attacken gegen das Christentum von diesem aber innerlich so verwundet, daß seine Angriffe nie beliebig und zufällig ausfielen. Er kämpfte nicht gegen einen Unbekannten, sondern gegen einen feindlichen Bruder. Selbst seine heftigsten Schmähreden lesen sich deshalb noch wie die Negativdrucke von Texten der Evangelien. Jede Halbheit und jede fromme Lüge war ihm so verhaßt, daß er mitten in den wütenden Hieben seines »Antichrist« einen Lobhymnus auf den »großen Symbolisten« und »frohen Botschafter« Jesus anstimmen konnte.

Eine neue Gestalt

Trotz dieser seltsamen Betroffenheit Nietzsches durch die Gestalt Jesu könnte man an seinen Angriffen vorbeigehen, wenn sie nur von ihm ausgehen würden. Die Anklagen eines Menschen, der mit seiner eigenen christlichen Vergangenheit gebrochen hat, sind ja für das Christentum nur insofern wirklich bedeutungsvoll, als sie auf Anliegen treffen, die sich zugleich aus dem eigenen Inneren stellen. In der Frage der Demut ist nun gerade dies der Fall.

Die Gestalt Jesu, die dem christlichen Glauben und dem christlichen Leben zur Nachfolge vorgestellt wird, zeichnet sich durch ihre freiwillige Selbsterniedrigung aus. Doch dies ist nur ihre eine Seite. Das Spezifische an dieser Gestalt wird heute von christlichen Forschern ziemlich übereinstimmend in folgender Weise umschrieben:

»In seiner Predigt, seinen Heilungswundern, in seiner Gemeinschaft mit Zöllnern und Sündern ist die Gottesherrschaft als Heilssphäre vorauslaufend schon gegenwärtig wirksam; sie ist real im »Anbruch«. Weder mit der Bezeichnung Jesu als »Rabbi« noch als Weisheitslehrer und Prophet wird man diesem unerhörten Selbstbewußtsein gerecht, das alle religions-

geschichtlichen Analogien, die uns aus dem zeitgenössischen Judentum bekannt sind, durchbricht.«¹

Zur Begründung dieser Aussage verweist man auf Worte und Verhaltensweisen, die auch die kritische Forschung dem historischen Jesus zuschreibt. So fallen etwa die öfters wiederkehrenden hoheitsvollen Worte der Bergpredigt auf: »Den Alten wurde gesagt, ... ich aber sage euch« (Mt 5, 21–48).² Durch diese Ankündigung erhebt Jesus einen einmaligen Anspruch. Er stellt sich selbst und seine Botschaft über die göttliche Autorität der alttestamentlichen Schriften, obwohl er diese gleichzeitig anerkennt. Das gleiche tut er, wenn er seine Verkündigung nicht mehr wie die Propheten mit dem Wort einleitet: »Spruch des Herrn«, sondern sie – in den Evangelien an 59 verschiedenen Stellen – unter den Einführungssatz stellt: »Amen, ich sage euch.« Jesus hört damit auf, sich wie die alttestamentlichen Gottesmänner von seiner Predigt abzuheben. Er identifiziert sich vielmehr ganz mit ihr. Seine Botschaft wird zu einer Aussage über seine Person und sein Selbstbewußtsein. Auf die Zuhörer wirkt sein Anspruch deshalb skandalös. Erschreckt fragen sie ihn: »Was machst du aus dir selber?« (Joh 8, 53). Mehr als einmal greifen sie nach Steinen, um ihn wegen seiner gotteslästerlichen Ueberheblichkeit zu töten (Joh 8, 59; 10, 31).

Hat sich Jesus durch ein so unerhörtes Selbstbewußtsein ausgezeichnet, dann drängt sich notwendigerweise die Frage auf, was dies für die Nachfolge bedeutet. Ist es unter solchen Voraussetzungen nicht sehr einseitig, nur von der Demut, der Selbsterniedrigung und dem Kreuz zu sprechen? Muß der Gläubige Jesus nicht ebenso auf dem Weg seines unerhörten Selbstbewußtseins folgen?

Selbstbewußtsein eines echten Menschen

Der Einwand liegt auf der Zunge, an so etwas sei gar nicht zu denken. Jesus sei ja nicht nur Mensch, sondern zugleich auch der Sohn Gottes gewesen. Sein unerhörtes Selbstbewußtsein entspreche seiner Göttlichkeit. Wir Menschen könnten ihm darin unmöglich folgen. Uns bleibe nur der Weg über sein Menschsein, und damit der Weg der Demut, der Hinnahme und des Kreuzes.

So einleuchtend ein solcher Einwand scheinen mag, im letzten verrät er ein tiefes Mißverständnis der Gestalt Jesu. Dieser war ein echter Mensch, er hatte nicht nur einen menschlichen Leib, sondern auch eine menschliche Psyche und damit ein menschliches Bewußtsein. Was die Evangelien über sein unerhörtes Selbstbewußtsein berichten, gilt deshalb zunächst vom Menschen aus Nazareth. Die gleichen Evangelien erzählen ja, wie Jesus zutiefst erschüttert war und versucht wurde, wie er vor dem Tode erzitterte und am Kreuz nach einem Schrei der Verlassenheit verschied. Genau der Jesus, der aus einem unerhörten Selbstbewußtsein heraus gehandelt hat, mußte auch eine tiefe Dunkelheit durchstehen. Er war ein echter Mensch und sein menschliches Bewußtsein war keineswegs mit dem göttlichen vermischt.³

¹ Martin Hengel, *Nachfolge und Charisma*, S. 74. Vgl. R. Pesch, *Jesu ureigene Taten?*, S. 155–158.

² »Einig ist sich wohl die gesamte Exegese darin, daß an der Authentie der ersten, zweiten und vierten Antithese der Bergpredigt nicht gezweifelt werden kann. Tatsächlich gehören diese Worte zum Erstaunlichsten in den Evangelien überhaupt. Sie überbieten formal den Wortlaut der Thora so, wie es ein den Schriftsinn interpretierender Rabbi auch tun könnte. Entscheidend ist jedoch, daß mit dem »Ich aber sage« eine Autorität beansprucht wird, welche neben und gegen Moses tritt. Wer aber Autorität neben und gegen Moses beansprucht, hat sich faktisch über Moses gestellt und aufgehört, ein Rabbi zu sein, dem ja immer nur von Moses abgeleitete Autorität zukommt.« E. Käsemann, *Exegetische Versuche und Besinnungen I*, S. 206.

³ Vgl. R. Schwager, *Jesus-Nachfolger*, Freiburg i. Br. 1973, S. 72–104.

Würde man Jesu Menschsein mit seiner Göttlichkeit vermischen, dann entzöge man überhaupt jeder Nachfolge den Boden. Unter solchen Voraussetzungen müßte nämlich ebenso gesagt werden, daß Jesus nur dank seiner göttlichen Kraft den harten Weg der Demut, der Selbsterniedrigung und des Kreuzes gehen konnte. Für eine bloß menschliche Kraft sei dieser Weg zu schwer. Es bedeute vermessene Anmaßung, ihm auf einem so anspruchsvollen Gang folgen zu wollen. Jesus wäre für uns nicht mehr *der* Weg; er würde zu einem reinen Gegenstand der Bewunderung und Anbetung.

Jesus und seine Jünger

Der provozierende Anspruch und das unerhörte Selbstbewußtsein Jesu gehören folglich zu den entscheidenden Zügen jener Gestalt, der die Jünger zu folgen haben. Dies zeigt in zusätzlicher Weise jenes Evangelium, das das Selbstbewußtsein Jesu am schärfsten herausstellt. So spricht Jesu im Johannes-evangelium von sich: «Ich bin das Licht der Welt» (Joh 8, 12). Doch auch von den Jüngern heißt es: «Ihr seid das Licht der Welt» (Mt 5, 14). Zur Begründung seines Anspruches verweist Jesus auf seine Werke (Joh 10, 37 f.). Zu seinen Jüngern aber sagt er: «Wer an mich glaubt, wird die Werke, die ich vollbringe, auch vollbringen, ja noch größere wird er vollbringen» (Joh 14, 12). Jesus bezeichnet sich selbst als das Leben. Von jedem aber, der an ihn glaubt, sagt er, daß «aus dessen Inneren Ströme lebendigen Wassers fließen werden» (Joh 7, 38). Die ganze alttestamentliche Tradition spricht von der Herrlichkeit Gottes. Diese Herrlichkeit hat der Vater Jesus gegeben (Joh 2, 11). Dieser aber betet zu seinem Vater: «Die Herrlichkeit, die du mir gegeben, habe ich ihnen (den Jüngern) gegeben» (Joh 17, 22). Als eine der höchsten Selbstaussagen Jesu findet sich: «Ich und der Vater sind eins» (Joh 10, 30). Doch diese Einheit wird auf alle Gläubigen ausgeweitet: «An jenem Tage werdet ihr verstehen, daß ich in meinem Vater bin und daß ihr in mir seid und ich in euch bin» (Joh 14, 20; vgl. 17, 22 f.).

Alle diese Aussagen weisen mit Deutlichkeit darauf hin, daß sich jeder gläubige Christ auf dem Wege der Nachfolge in Ähnlichkeit zu Jesus und dessen hohen Anspruch und Selbstbewußtsein zu verstehen hat. Damit ist alles andere als eine trügerische Überschätzung der eigenen Kräfte gemeint. Jesus selbst hat sich ganz von seinem Vater her verstanden und allen Anspruch, den er für seine Person erhoben hat, auf ihn zurückgeführt. In gleicher Weise hat sich jeder Gläubige ganz auf Jesus zu beziehen und die hohe Würde seines gläubigen Bewußtseins nicht sich, sondern ihm zu verdanken.

Der Unterschied zwischen Jesus und den Gläubigen wird damit keineswegs eingeebnet. Auch Jesus hat sich zwar von einer lebendigen Tradition, von der jüdischen Überlieferung her verstanden. Doch der innerste Kern seines Wesens und seines Selbstverständnisses war nicht die Frucht dieser Tradition. Er durchbrach diese Überlieferung, und im letzten verstand er sich direkt von seinem Vater her. Die Gläubigen aber können das, was Jesus gebracht hat, nicht mehr durchbrechen. Sie können nur ihr ganzes Selbstverständnis von ihm her empfangen: Über die Einheit zwischen Jesus und seinem Vater hinaus gibt es nichts mehr. Die Jünger sind in dem Maße auf dem Weg zum Vater, als sie Jesus näher kommen. Was der Geist den einzelnen direkt schenkt, ist nur die Erinnerung und Verlebendigung dessen, was Jesus gebracht hat. So sind die Menschen in der Nachfolge während ihres ganzen Lebens auf dem Wege zu jenem Selbstverständnis, das auf dem Höhepunkt des Lebens Jesu zum Durchbruch kam.

Das unerhörte Selbstbewußtsein Jesu ist im näheren als der Gegenpol seiner Selbsterniedrigung und seines Gehorsams zu verstehen. Nur dank dieser hohen und innersten Selbstgewißheit konnte er sich ganz hingeben. Die Hochschätzung der Demut in der christlichen Tradition widerstreitet deshalb

keineswegs der Aufforderung, Jesus auch auf dem Wege seines hohen Bewußtseins zu folgen. Echte Demut wird dadurch vielmehr erst ermöglicht. Jeder Mensch findet sich selbst ja nur von einem Du her. Er ist auf eine von außen kommende Bejahung und Anerkennung angewiesen. Sein Ich würde ohne diese Werte untergehen. Auf sie verzichten kann er folglich nur in dem Maße, als er in der Nachfolge Jesu eine neue Selbstgewißheit gewinnt. Ohne sie wäre jede Armut im Geiste nur Trug. Wo deshalb einseitig Demut und Selbsterniedrigung gepredigt wird, besteht die große Gefahr, die Würde des Menschen zu zerschlagen. Daraus erwächst nicht echte Demut, sondern es entstehen jene Sklavenseelen mit krummen Blicken, die Nietzsche so leidenschaftlich bekämpft hat.

Verändertes Weltbild

Die Bedeutung des hohen Selbstbewußtseins für das Glaubensleben wird erhärtet durch Überlegungen und Erfahrungen, die aus einem ganz anderen Bereich in die gleiche Richtung weisen. Der christliche Glaube wurde nie als eine isolierte Beziehung zwischen Jesus und dem einzelnen Gläubigen verstanden. Die Glaubenshingabe vollzog sich immer innerhalb einer bestimmten Welt, und Veränderungen im Weltbild hatten unweigerlich ihre Rückwirkungen auf das Glaubensleben. Der wohl entscheidendste diesbezügliche Wandel vollzog sich im 16. und 17. Jahrhundert. Solange man sich die Erde als Zentrum eines geschlossenen und wohlgeordneten Universums vorgestellt hat, lag die Selbstanschätzung des Menschen als Krone der Schöpfung ziemlich nahe. Auch für das durchschnittliche Empfinden konnte es halbwegs verständlich sein, wieso sich Gott mit dem Menschen als der Krone seines Werkes ganz eingelassen hat. Seit der Mensch aber durch die neuen wissenschaftlichen Entdeckungen aus dem Zentrum des Universums auf einen kleinen Planeten verbannt wurde, ist diese Selbstverständlichkeit verloren gegangen. Die Vorstellung von der Erde als Mittelpunkt der Schöpfung war für das spontane Selbstverständnis des Menschen von entscheidender Bedeutung. «Es konnte (deshalb) gar nicht anders sein, als daß der Einsturz dieses alten Weltbildes eine nie dagewesene Krise im religiösen Gefühl der Menschheit bewirken und gleichzeitig damit alle theologischen Gewißheiten in Bedrängnis bringen mußte.»⁴

Ein großer Zeuge dieser Krise war Pascal. In einem seiner Fragmente schrieb er:

«Wenn ich das ganze stumme Universum betrachte und den Menschen, der lichtlos sich selbst überlassen und gewissermaßen in diese Ecke des Universums verirrt, nicht weiß, wer ihn dort hingestellt hat und was aus ihm wird, wenn er stirbt – der jeder Erkenntnis unfähig ist –, werde ich von Schrecken ergriffen, wie ein Mensch, den man schlafend auf eine verlassene und schreckliche Insel getragen hätte und der aufwachte, ohne zu erkennen, wo er ist, und ohne Möglichkeit, von dort fortzukommen. Und dann bewundere ich, wieso man nicht über eine derartige Lage in Verzweiflung gerät.»⁵

Das All war für Pascal kein Zeichen mehr für die Nähe Gottes, sondern eher ein Grund des Erschreckens. Davon zeugt sein berühmtes Wort: «Das ewige Schweigen dieser unendlichen Räume erschreckt mich.»⁶

Es ist leicht verständlich, daß aus einer solchen Erfahrung eine theologische Strömung entsprang, die sich Gott nur noch teilnahmslos jenseits aller Welten vorstellen konnte. Gott rückte so in die Ferne, daß er nicht mehr als Bundesgott der Menschen empfunden wurde. Dem Christentum wurde damit der Rücken

⁴ N. Max Wildiers, *Weltbild und Theologie*, Benziger Verlag, Zürich, Einsiedeln, Köln 1974, S. 179. Dieses Buch gibt einen ausgezeichneten und zugleich leicht verständlichen Einblick in die Bedeutung des Weltbildes für das theologische Denken und für das Glaubensleben. Behandelt wird die Zeit vom Mittelalter bis zu Teilhard de Chardin.

⁵ B. Pascal, *Pensées* (éd. L. Brunschwig) Nr. 693.

⁶ Ebenda Nr. 206.

gekehrt. Einen solch fernen Gott jenseits der unabsehbaren Räume konnte man aber auch ganz fallen lassen.

Die Veränderung des Weltbilds hat so neben anderen Gründen viele zum Atheismus geführt. Die Räume, die Pascal derart erschreckt haben, waren dabei noch verhältnismäßig klein verglichen mit jenem All, dessen Durchmesser auf Milliarden von Lichtjahren errechnet wird, seit man in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts nachweisen konnte, daß selbst unser Milchstraßensystem nur einen verschwindend kleinen Teil des Universums bildet. Was ist die Erde im Sonnensystem und was ist unser Sonnensystem innerhalb der Milchstraße? Was bedeuten die hunderttausend Lichtjahre dieser Milchstraße verglichen mit dem All?

Auch die heutigen Menschen haben diese Veränderungen im Weltbild geistig längst noch nicht voll aufgearbeitet. Als ein klares Zeichen dafür darf der Großerfolg Dänikens mit seinen abstrusen Weltraumbüchern gewertet werden. «Die Angst vor einer Ungewissenheit und deshalb unheimlichen Welt ist offenkundig das innerste, bewegende Motiv Dänikens.»⁷ Er selbst meint: «Ein wesentlicher Grund für den Erfolg meiner Bücher liegt auch in der religiösen Unsicherheit.»⁸ Er möchte deshalb einen neuen Gott anbieten, das Universum in der Form einer riesigen, toten Apparatur und eines immensen Computers, dessen Geheimnis er zu entschlüsseln meint.

Angesichts dieser geistigen Situation bekommen für den Christen entscheidende Fragen seines Glaubens ein ganz anderes erlebnishaftes Gewicht. Die Frage wird bedrückend, ob der Mensch als ein Stäubchen auf einem Stäubchen im All wirklich der Bundespartner des Urhebers dieses immensen Universums sein kann. Man kann diesem Problem ausweichen, doch nicht auf die Dauer. Wo man sich ihm stellt, lauert die Versuchung, in Jesus nur noch einen religiös erregten Men-

schen zu sehen und Christus in die Reihe jener Göttergestalten einzuordnen, wie sie sich auch bei anderen Religionen finden, und sie alle zusammen als Produkte der menschlichen Phantasie zu erklären. Diese Versuchung kann nur bestanden werden, wenn der Gläubige sich trotz seiner unbeschreibbaren Kleinheit im All nicht aufgibt, an den Wert des Menschen glaubt und sich als Bundespartner des Schöpfergottes sogar eine unerhörte Bedeutung zuzumessen wagt.

Jesus hat sich durch ein einmaliges Selbstbewußtsein ausgezeichnet und die Jünger eingeladen, ihm auf diesem Weg zu folgen. Der Mensch, der sich verloren im All vorfindet, hat gerade ein solches Selbstbewußtsein dringend nötig, wenn er trotz seiner Verlassenheit und scheinbaren Bedeutungslosigkeit den Mut aufbringen will, sich als Bundespartner Gottes zu betrachten. Einen Bund stellen wir uns normalerweise zwischen zwei gleichrangigen Personen vor. Der Mensch steht aber als einziges Wesen dem unermesslichen Schöpfergott gegenüber. Unter solchen Voraussetzungen kann er nur dann wahrhaft an die Worte glauben: «So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eigenen Sohn dahingab», wenn er gleichzeitig wagt, sich selbst – nicht wegen der eigenen Kraft, sondern dank der Teilnahme am Leben Jesu – als unendlich wertvoll einzuschätzen. Hier geht es längst nicht mehr wie bei Nietzsche um einen scheelen oder offenen Blick, um eine Sklavenseele oder um eine herrschaftliche Gestalt. Auf dem Spiele steht ein Wesen, das durch das Schweigen der unendlichen Räume erschrocken und heimatlos geworden ist. Der Mensch muß resignieren oder tiefer zu errahnen beginnen, welche Kühnheit in der Aussage steckt: Gott ist der Vater Jesu und unser Vater.

Raymund Schwager

⁷ Spiegel, 19. März 1973, S. 151.

⁸ Ebenda S. 151.

«ES RIEF SIE DER HERR AUF DEN MIST»

Stanislaw Grochowiak, Jahrgang 1934, zählt in Polen zu den am meisten beachteten Dichtern. Er gilt als der Begründer einer neuen Form von Lyrik, die seit der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre manche Nachahmer gefunden hat. Julian Przybos, ein polnischer Dichter und Literaturkritiker von hoher Autorität, gab dieser Richtung den Namen «Turpismus» und zwar mit Rücksicht auf einen im Schaffen dieser Gruppe zum Ausdruck kommenden «Kult des Häßlichen».

Grochowiak ist kein Lyriker der heilen Welt; er besingt nicht Schönheit und Harmonie, liebt nicht das Pathos; dem Verachteten erweist er seinen Respekt, gewinnt dem Häßlichen seinen Reiz ab, schätzt das scheinbar Wertlose. Grochowiak fühlt sich als Lyriker auf der Schattenseite des Lebens, wie er in seinem *Don Quichotte* bekennt, ein Gedicht, das in vier vierzeiligen Strophen das Elend des Sancho Pansa gegen das süße Leben seines Herrn stellt. Die fünfte Strophe, mit der das Gedicht schließt, transponiert die Quichotte-Erfahrung ins allgemeine; gegen sie setzt Grochowiak seine Lyrik:

Und wer Häuser – und wer in Tiraden
Und die da geht tänzelt im Lichte –
Und im Laden wickeln sie dir die Fladen
In meine Lyrik – in Pansas Enkels Gedichte.

Grochowiaks Lyrik ist entlarvend. Sie durchbricht die Schönuerei, mit der wir nur zu gern alles Armselige und Erbärmliche maskieren, uns selbst um die Wahrheit betrogend. Das Anliegen Grochowiaks ist es, das «Häßliche» zu einer höchst bedeutsamen ästhetischen Funktion zu erheben:

Das Häßliche habe ich am liebsten
Es ist näher dem Kreislauf der Worte
Vorausgesetzt
Man durchleuchtet und quält sie.

Grochowiak ist kein religiöser Dichter, schon gar nicht ein kirchlicher Hofpoet, der Erbauliches in Reime bringt. Aber er ist ein in Anfechtung glaubender Mensch – und das in einem Land, wo die Kirche immer noch wie eine Art Manifestation Gottes in dieser Welt erscheint. Grochowiak ist auch dort, wo in seinen Texten Religiöses durchklingt, «Turpist»; er arbeitet mit den Mitteln der Dissonanz, der Antithese und des Kontrastes und bringt dadurch sein eigenes religiöses Empfinden auf eine kritische Distanz zu einer gedankenlosen oder aufdringlichen Form von Religion. Religiöse Elemente werden dabei verschiedentlich aus ihrem traditionellen und vertrauten Zusammenhang herausgelöst und durch einen neuen, überraschenden Bezug verfremdet.

In dem Gedicht *Anno 1945* beschwört Grochowiak in einprägsamen Bildern, die er zu kurzen, reimlosen Strophen verdichtet, das Grauen des sich im Zusammenbruch eskalierenden Krieges:

Weiß trieb der Schnee über das Land
Fahl brannten die Lampen
Und nackte Köpfe schwangerer Frauen
Zogen endlos ohne Brot ohne Traum
Soldaten peitschten Pferde
Sträucher blühten im Feuer
Wie ein Nachtfalter über der Kerze
Kreiste der Mond über den Flammen
Sie liefen herbei und schlugen
Spritzen in Kinderschenkel
Und der König mit hängender Krone
Trommelt düster die Tasten

In der vierten Strophe assoziiert Grochowiak die Flucht nach Ägypten, für sich genommen kein besonders originelles

Motiv; aber in der Art, wie Grochowiak den Bezug herstellt, kommt doch eine Verfremdung zum Ausdruck, die auf eine Dialektik von Fluch und Segen, Unheil und Heil verweist:

Und sie floh auf einem Esel
Und strahlte wie ein Diamant
Und nie wäre uns das *Kind* herangewachsen
Ohne der Frauen unheilvollen Flüche

Das Gedicht ist damit noch nicht zu Ende. Es folgt eine letzte Strophe, die mit bitterer Ironie verdeutlicht, wie unernst wir mit der biblischen Verheißung der «Tragödie der Zeiten» gegenüber umgehen, sie verharmlosen und verkitschen, so daß sie ihre rettende Kraft einbüßt:

Und der König verfiel zu Staub
Er nahm das todbringende Gift
Tragödie der Zeiten sei dreister
Wir schmelzen Schwerter um in Eselsglöckchen

Grochowiak meldet seinen Protest gegen eine, wie er meint, den Herausforderungen der Zeit nicht gerecht werdende Evangelieninterpretation an. «Anno 1945» ist dafür ein Beispiel. In einer gewissen Ergänzung dazu steht *Simon der Stylit*, ein Gedicht, in dem sich Grochowiak gegen eine die reine Ergebung predigende Religiosität wendet und die Auflehnung gegen Unrecht und Gewalt als seine poetische Berufung bekennt:

Es rief ihn der Herr
Auf den Sims.
Auf dem Sims hatte er Haus
Und Grab.
Sie führten den Burschen aufs Schafott,
Hängten ihn mit wülistigen Schlingen.
Es rief ihn der Herr an den Strang.
Es rief ihn der Herr
Zu dauern.
Sing mir ein Lied
Und er krächte.
Und unter Flüchen zwangen sie das Mädchen,
Schoren das Haar, brannten die Hände.
Es rief sie der Herr auf den Mist.
Es rief ihn der Herr
Auf den Sims.
Auf dem Sims hatte er Haus
Und Grab.
Und die meine Verse hören stehen auf.
Ein hungriges Rudel Wölfe zieht aus ...
Es rief mich der Herr
Zur Faust.

In seiner *Litanei* ironisiert Grochowiak gewisse Formen der für Polen so typischen Marienverehrung, in der religiöse und nationale Elemente miteinander verwebt sind. Dieses Webmuster läßt Grochowiak sichtbar werden, indem er, freilich verfremdet, religiöse Anrufungen mit höchst unfrommen Interessen reiht. Er entlarvt so den Mißbrauch der Religion und zeigt, wie sich politische Absichten, in eine religiöse Sprache gehüllt, zu tarnen wissen. Die «Litanei» endet mit einem Schuß Selbstironie, die der Schärfe der Kritik eine versöhnende Note verleiht und verhindert, daß die literarische Form von ihrem Inhalt her gesprengt wird:

Muttergottes der Engelscharen
Muttergottes der Lichterschalen
Schneeweißer Segel schwarze Madonna
Glöcklein mit klimperndem Schmuck behangen
Muttergottes mit gelblichen Wangen
Muttergottes mit Adlerfeder
Muttergottes kolonialistisch
O Träne ohne Grenzen und unerschöpflich
Wandernde in der Piroge
Im fliegenden Holländer
Hinstürmende auf der Korvette

In anmutiger Pose auf der Lafette
Langhändige Langhalsige
Goldfingrige Rundhäuptige
Stolzäugige Schmalfüßige
Reich an Menschen wie Europa
O Förderkorb unserer Kräfte
O Fabrik unserer Freuden
O Kirche unserer Leiden
Auf schmaler Mondsichel erhaben
Muttergottes ach so kluge
Bist Du wie ein Garten voll der Gnaden
Wirf einen auch noch so geringen Schein
Auf die dunklen Verse von Grochowiak

In einem seiner Texte, *Zeichen* betitelt, erhebt Grochowiak für all die seine Stimme, die in der Anfechtung des Glaubens leben, ohne daß sie im Schoß der Kirche jene Geborgenheit finden oder auch nur suchen, die diese selbstbewußt und traditionsbestimmt zu vermitteln vorgibt. Ihre Zeichen sind in ihrer Massivität nicht mehr ohne weiteres die Quelle religiöser Erfahrung. Gott ist nicht mehr selbstverständlich verbürgt; er muß neu gesucht werden; der Ruf nach Gott bringt, statt einer Antwort, das leere Echo zurück; erst im endgültigen Schweigen wird er vernehmbar:

Nicht helfen Sakramente
Vier stolze Evangelien!
Nicht mit Äpfeln von Paradiesesbäumen
Noch mit Wasser aus frischen Quellen
Ist uns gedient –
Uns, die wir wandern, ausgedörrt,
Einzig mit Zungen bewaffnet,
Uns nützt keine Arche,
Kein elfenbeinerner Turm.
Wir ringen mit Gott,
Wir im Finstern
Mit der Laterne,
Wo bist Du, Gott? Oho, hoooo!
Summende Mücke,
Fallendes Haar ...

Diese diskrete, gegen massive Zeichen abgesetzte Form religiöser Erfahrung begegnet bei Grochowiak immer wieder. In seinem Gedicht *Zweifel* beschreibt er die Erschütterung einer tiefgreifenden Glaubenskrise:

Sag' mir, durchlebstest du jemals
Den Augenblick, du erkennst und zitterst:
Dein Gott löst sich auf in Nebelschwaden,
Nicht einmal das – nur der Nebel wankt ...?

Und du bist wie vom Blitz getroffen,
Alles ging dir verloren. Selbst das Weinen.
Am Fenster sitzt pendelnd eine Taube
Und hält einen Nebelstreifen im Schnabel.

In dem Liebesgedicht *Wir und Gott* zeigt sich die gleiche Diskretion neuer Gotteserfahrung, die im «Zweifel» durch die pendelnde Taube angedeutet ist:

Dann – eingeschlafen, fest umschlungen –
Ahnend wir nicht, daß Gott zu uns kommt,
Er wandelt auf Zehen in unserm Zimmer,
Ordnet Blumen. Er schaut in den Spiegel.
Doch schwarz ist der Spiegel – tiefer Brunnen,
Allein im Funken einer fernen Tiefe
wogt deine blasse, unruhige Gestalt –
Und watet durch die Lagune des Schlags.

Bei Grochowiak findet eine Erfahrung ihren lyrischen Ausdruck, die heute von vielen im Glauben angefochtener und in der Anfechtung glaubender Christen gemacht wird: der vorgegebene religiös-kirchliche Raum genügt nicht mehr zu einer transzendenten Deutung der eigenen Existenz auf Gott hin. In der Konsequenz heißt das eine kritische Distanz zu überlieferten religiösen Formeln und Formen, persönliche Er-

schütterung, oftmals eine tiefgreifende Lebenskrise, aber auch ein neues Suchen und Ahnen. Das letztere ist das schwierigere, die Frage nach neuen Ansätzen der Glaubenserfahrung, die Suche neuer Zeichen.

In Grochowiaks lyrischem Werk finden sich zwei Gedichte, die eine typische menschliche Grenzerfahrung, den Tod, zum Thema haben. Sie zeigen beide eine hohe Stufe der Reflexion, die leicht darüber hinwegtäuscht, daß sie aus tiefer personaler Betroffenheit entstanden; Grochowiak brachte sie zum Todestag und zum Jahrgedächtnis seines Vaters zu Papier.

Das Gedicht *Im Augenblick* zeigt ebenso wie *Jahrgedächtnis*, daß kritische Reflexion heute nicht nur die religiöse Formelsprache aufsprengt und religiöse Erfahrung gleichsam heimatlos macht, sondern daß sie auch zu 'neuer Transzendenzerfahrung vorzustoßen vermag.

Im Augenblick hat das Problem der Zeit, das sich mit dem Tode stellt, zum Inhalt:

Über all das
Was wir mit dem Tod machen
Ob wir ihn kleiden
Oder nackt lassen
Bleibt er ein Witwer-Gespent der Zeit
Jene Plötzlichkeit in der die Toten altern
Noch vorgestern ein Mann in besten Jahren
Er konnte Bäume setzen Fleisch essen weinen
In Gedankenschnelle
Versank er

Heute schon Farnkraut und Kohle gleich
Vater – sage ich –
Aber Vögel sehe ich keine
Am Himmel zieht ein Pterodaktylenschwarm

Jahrgedächtnis zeigt die durch den Tod sich vollziehende Transzendenz der Zeit aus einer anderen Perspektive, als ein Übersteigen der die Zeit messenden Zahl. Grochowiak gewinnt dadurch eine ironische Distanz zur irdischen Wirklichkeit, in der das Zählbare und Gezählte gilt, ja die der Magie der Zahl unterworfen scheint.

Ein Jahr schon verging, Vater, ein Jahr schliefest du durch
Und wir erheben den Tag zum Kult
Mutter errechnet ihn händeringend
Der Totengräber an Quittungen
Auf Draht gezogen
Es gab drei Kriege – am Ort – es waren
Vier Pfirsiche an deinem geliebten Bäumchen
Fünfmal schlug der Blitz ein in diesem Winter
Sechs Bienen dieses Frühlings starben in deinem Stock
Also mutig in die Ziffern ... Es wuchsen um eine Million
die Armeen
Um eine Milliarde die Ameisen in ihrem Haufen
Sei gütig, Vater, für diese kleinen Zahlen
Ob du wohl größere kennst
weißt nur
Du
Allein

Theo Mechtenberg, Wrocław

RADOMIRO TOMIC: DIE CHRISTDEMOKRATEN UND DER PUTSCH

Zwei Monate nach dem Militärputsch in Chile am 7. November 1973 hielt vor den Gremien seiner Partei ein Führer der chilenischen Christdemokraten (DC) Radomiro Tomic eine Rede, deren vertrauliches Manuskript kürzlich auf Umwegen in die Schweiz gelangte und von der wir glauben, daß sie von dokumentarischem Wert ist. Tomic ist der Mann, der seinerzeit bei den Präsidentschaftswahlen von 1970 durch die DC als Nachfolger von Eduardo Frei aufgestellt worden und mit 27,84 Prozent der Stimmen sowohl gegen den von der Volksfront (Unidad Popular) portierten Allende (36,30 Prozent) wie gegen den Rechtskandidaten Alessandri (34,98 Prozent) unterlegen war. Der Wert des Dokuments scheint uns in der «Gewissenserforschung» zu liegen, die hier ein führendes Mitglied über die Rolle der DC und über ihre Mitverantwortung für den Militärputsch anstellt.

Diese Ausführungen, samt denen zur Frage der Notwendigkeit oder Unabwendbarkeit des Putsches und der kommunistischen Gefahr, bringen wir nur wenig gekürzt in Übersetzung aus dem spanischen Wortlaut. Weggelassen haben wir einen ersten Teil über interne Fragen der Autorität und Disziplin in der Partei, ferner eine Reihe von Einzelentgegnungen auf das «Weißbuch» der Junta und die Ausführungen über das Echo auf den Putsch im Ausland. Zu den am Schluß (nach einem Urteil über die «erste Etappe» der Junta) vorgebrachten Zukunftsperspektiven für die DC äußert sich anschließend Andreas Bänziger in einem Kommentar, der an die Erfahrungen in der seit der Rede verflossenen Zeitspanne anknüpft und einige Aufschlüsse über die Vorgeschichte der DC gibt. Vom selben Autor stammen auch die erklärenden Anmerkungen zu einzelnen Textstellen, die Überschriften von uns. (Red.)

Mindestens für einige von uns ist vollkommen klar, daß es für den Bankrott der chilenischen Demokratie nicht nur einen, sondern mehrere Verantwortliche gibt. Der erste ist zweifellos die Volksfront und die Regierung wegen ihrer schweren Fehler verschiedenster Art, die wir jeweils alle analysiert haben. Der zweite Verantwortliche war die politische und wirtschaftliche Rechte, die alle Mittel gebrauchte, die in ihrer Reichweite lagen, «legale und illegale», legitime und illegitime, einschließlich des «tancazo» vom 29. Juni,¹ der Erklärung der «Illegitimität» der Regierung schon im März 1973, und des Terrorismus mit Blut und Feuer durch einige ihrer repräsentativen Gruppen der Ultrarechten. Aber die Christdemokratie

kann bei diesem institutionellen Desaster ihre Hände nicht in Unschuld waschen. Das Gewicht dessen, was man tut oder zu tun unterläßt, wenn man 40 Prozent des Nationalkongresses, 30 Prozent der Wählerschaft, 32 Prozent der in der CUT² organisierten Arbeiter, 40 Prozent der Landarbeiter und der chilenischen Jugendorganisationen, wenn man Zeitungen, Radio und Fernsehen und fünf der acht Universitäten kontrolliert: das Gewicht einer politischen, sozialen und publizistischen Macht von dieser Spannweite hat entscheidende Auswirkungen in dem, was von dieser Seite getan oder unterlassen wird.

Wenn wir die Prüfung unserer Verantwortung auf das beschränken, was wir zwischen August³ und dem 11. September taten oder zu tun unterließen, genügt es, drei bestimmende Faktoren darzulegen:

► Das Kabinett vom 9. August, dem mit institutionellem Charakter die Streitkräfte angehörten, wie es Aylwin⁴ am ersten Tag des Dialogs gefordert hatte und für dessen Bildung eine offizielle Unterstützung des Nationalen Direktoriums (der DC) vorlag ..., von dem sich aber die christdemokratische Partei zwei, drei Tage später lossagte, während täglich Wortführer der Partei den Rücktritt der Militärminister forderten.

¹ Am 29. Juni 1973 versuchte ein Panzerregiment, den Präsidentenpalast zu stürmen und Allende zu stürzen. Der Putschversuch wurde jedoch vom damaligen loyalen Oberkommandierenden der Streitkräfte, General Carlos Prats, niedergeschlagen.

² Chiles unterdessen verbotene Einheitsgewerkschaft.

³ Im August 1973 fand der letzte, fruchtlose Dialog zwischen der Volksfrontregierung und der christdemokratischen Opposition statt. Schon zuvor waren mehrere Gespräche über minimale politische Gemeinsamkeiten teils am linken Flügel der Volksfront, teils am rechten Flügel der DC gescheitert.

⁴ Patricio Aylwin, der Parteipräsident der DC, der dem rechten Flügel der Partei angehört und der den Putsch zunächst ziemlich unumwunden als «reine Präventivmaßnahme» begrüßt hatte.

► Die rückhaltlose Unterstützung, welche die DC im Kongreß, in ihren Massenmedien und durch die Mobilisierung ihrer gewerkschaftlichen Basis, ihrer Frauen- und Jugendverbände dem Streik⁵ gewährte, der täglich den Transport einer Million Tonnen Nahrungsmittel, Brennstoffe; Rohmaterialien, Dünger usw. während sieben Wochen stilllegte, obwohl dieser Streik absolut illegal und im Licht christlicher Gesinnung zutiefst unmoralisch war, weil sich der dem Gemeinwohl zugefügte Schaden in keinem Verhältnis befand zum begrenzten und selbstinteressierten Charakter der erhobenen Forderungen.

► Schließlich die Erklärung der Deputiertenkammer, welche «die Taten der Regierung für illegal» erklärte und die von der Militärjunta und dem Weißbuch⁶ immer wieder als direkte Rechtfertigung des Putschs vom 11. September herangezogen wurde, der den Sturz der Regierung herbeiführte.⁷

Wenn man dazu noch die überstürzte Erklärung hinzufügt, die am 12. September im Namen des Nationalen Direktoriums (der DC) erlassen wurde und die im Ausland einmütig als Rechtfertigung des Staatsstreichs interpretiert wurde, ferner das Schweigen des Kongresses, der verfassungsmäßigen Gewalt, dessen beide Häuser von der DC kontrolliert werden, der aber jede Solidaritätserklärung mit der Regierung nach dem Putschversuch vom 29. Juni ablehnte und der ohne jeden Protest seine Auflösung am 11. September hinnahm, versteht man, warum die Mehrheit der christdemokratischen Parteien der Welt und die weltweite öffentliche Meinung der chilenischen Christdemokratie einen wesentlichen Anteil an der Verantwortung für den Sturz der Regierung und des verfassungsmäßigen Systems in Chile zusprechen.

Der Militärputsch: die Frage der Notwendigkeit

War der Staatsstreich unumgänglich? War es eine Pflicht der Streitkräfte, die Regierung Allendes zu stürzen? Und hat der 11. September tatsächlich Chile vor einer bevorstehenden marxistisch-leninistischen Diktatur gerettet? Es gibt Christdemokraten, die diese drei Fragen bejaht, und andere, die sie verneint haben. Wir müssen unsere Meinungsverschiedenheiten respektieren, weil niemand das Recht hat, für sich eine «Autorität ex cathedra» oder «unbeeinflusste Wissenschaftlichkeit» zu beanspruchen. Für meinen Teil möchte ich meine Überlegungen klar darlegen:

War der Aufstand des Militärs unumgänglich? Meiner Meinung nach war das Ende der Volksfrontregierung unvermeidlich, nach dem Rücktritt des ersten Kabinetts mit den vier Kommandanten der Streitkräfte⁸ und der Carabineros und noch konkreter nach dem Rücktritt von General Prats am 24. August, dem die Mehrheit des Generalkorps intern das Vertrauen entzogen hatte. Aber daß das Ende der Volksfront-

regierung unvermeidlich war, bedeutet nicht, daß der militärische Staatsstreich unumgänglich war.

Die Auflösung des institutionellen Lebens auf der Ebene der staatlichen Gewalten, die sich untereinander in offenem Kampf befanden, und das wahnwitzige Ausmaß der Streiks, der Besetzungen, der Protestmärsche und des Terrorismus (ein Attentat jede Stunde am Tag und in der Nacht!) machten die Fortsetzung des «Volksfront-Experiments» unmöglich wegen der Auswirkungen der Fehler und Irrtümer der Volksfront und der Regierung, aber gleichzeitig auch der Opposition, vor allem der Rechten und der Ultrarechten.

Aber das Ende der Volksfrontregierung mußte nicht ausschließlich und notwendigerweise durch einen Militärputsch geschehen. Es hätte auch durch einen Rücktritt Allendes kommen können – mit oder ohne gleichzeitigen Rücktritt des Kongresses, wie es die DC forderte. Schon im Februar 1973, in der Versammlung der Volksfrontführung in der *Moneda*,⁹ ließ Allende das Land wissen, daß er «geneigt sei zurückzutreten», wenn die Mängel, die er in dieser Sitzung anklagte, nicht korrigiert würden ...

War also der Staatsstreich unvermeidlich, um dem Volksfront-Experiment ein Ende zu machen? Nein, ich bin überzeugt, daß nein. Es war ein absolut ausgeschöpftes Experiment, und seine Auflösung als Regierungsform war eher eine Frage von Wochen als von Monaten.

War es eine Pflicht der Streitkräfte, die Regierung zu stürzen, wie einige Christdemokraten glauben und wie es einige Erklärungen des Parteivorstandes oder seiner Mitglieder unterstellen? Für einige von uns ist die Antwort kategorisch: Nein! Vor allem, weil das unserer offiziellen Position widersprechen würde, die von Mai an bei vielen Gelegenheiten vom Nationalen Direktorium und vom Präsidenten Kamerad Aylwin wiederholt wurde: Daß die «DC gegen einen Putsch war und sein wird, woher er auch komme». Diese Position ist unvereinbar mit der späteren Behauptung vom 11. September, daß die Streitkräfte die moralische Pflicht hatten, im Namen der Prinzipien der christlichen Moral die Regierung zu stürzen.

Noch weniger, wenn man argumentiert, dieser «Imperativ» leite sich aus den Prinzipien christlicher Moral ab. Dazu müßte man unterstellen, daß Allende ein «Tyrann» war und daß in Chile die regulären Institutionen und die Rechte, Garantien und Freiheiten des Gemeinwesens verschwunden waren. Und das alles in dem generellen und schwerwiegenden Grad, den die katholischen Moralisten anzeigen. Aber in Chile gab es keine Tyrannenherrschaft: das nationale Parlament funktionierte, kritisierte und setzte Minister ab, die juristische Gewalt konnte offen die Exekutive angreifen, und sie tat es während Monaten und bis zu ihrem Sturz. Presse, Radio und Fernsehen der Opposition griffen die Regierung pausenlos an und konnten – wie einige Publikationen und Kommentatoren es verschiedentlich taten – so weit gehen, offen zum Sturz der Regierung und zum Aufstand der Armee aufzurufen, ganz abgesehen von den Beleidigungen, Verleumdungen usw., in denen sich beide Seiten täglich überboten. Streiks, Fabrikbesetzungen, Protestmärsche waren nicht ausschließlich Domäne der Volksfront, sondern vor allem in den letzten Monaten überwiegend ein Instrument der oppositionellen Gremios¹⁰ und der Oppositionsparteien, und zwar in einem Ausmaß, wie man es in Chile nie zuvor erlebt hat. Es war nicht Tyrannenherrschaft, sondern *Anarchie*, was Chile aus den Angeln hob. Und obwohl die Volksfront in den ersten Regierungsjahren mehr für diese Anarchie verantwortlich gewesen sein mag, lag die Hauptverantwortung dafür bei den oppositionellen Kräften, sowohl auf wirtschaftlichem und sozialem als auch auf strikt politischem Gebiet.

⁹ Santiagos Präsidentenpalast, Allendes Amtssitz.

¹⁰ Als «gremios» werden in Chile die mittelständischen Gewerbetreibenden und Kleinkapitalisten bezeichnet, im Unterschied zu den «momios» (Mumien), den Angehörigen der Oberschicht.

⁵ Gemeint ist der Streik der Lastwagenbesitzer, der dem Putsch vorausging und einen wesentlichen Anteil an den Schwierigkeiten der Volksfront und am «wirtschaftlichen Chaos» hatte, mit dem die Militärs den Putsch begründeten: eindeutig eine klassenkämpferische Aktion von rechts und vom Mittelstand, die ebenso eindeutig vom Ausland aus finanziert wurde, gegen die aber weder die DC noch die Bischöfe protestierten.

⁶ Das Militär gab nach dem Putsch ein «Weißbuch» heraus, das den Putsch rechtfertigen sollte.

⁷ Die Deputiertenkammer stimmte am 22. August 1973 einem Dokument zu, das mit der Regierung abrechnete und ihr illegale Akte vorwarf. Die DC und die rechte Nationalpartei verschafften damit dem Militär einen Vorwand zum Putsch, obwohl sie Allende nicht mit legalen Mitteln absetzen konnten, weil sie in den Parlamentswahlen vom März 1973 nur 56 Prozent der Stimmen und nicht die nötige Zweidrittelmehrheit errungen hatten.

⁸ Tomic bezieht sich auf die im August 1973 gebildete Regierung, der die Chefs von Heer, Luftwaffe und Carabineros (militärisch organisierte Polizei) ex officio angehörten, die dann aber unter dem Druck der Opposition zurücktrat.

Bestand die Gefahr einer marxistischen Diktatur?

Retteten die Streitkräfte Chile vor einer bevorstehenden marxistisch-leninistischen Diktatur? Das Problem der so prognostizierten Gefahr stand im Mittelpunkt unserer Diskussionen in der Nationalen Parteiversammlung vom vergangenen Mai. Für die Mehrheit der Junta – 55 Prozent der Mitglieder – hatte die Befürchtung einer bevorstehenden marxistisch-leninistischen Diktatur die erste Priorität. Für die anderen 45 Prozent der Junta – und ich selbst teilte diese Position, wie eine bei dieser Gelegenheit publizierte Broschüre festhält – war die größte Gefahr für die chilenische Demokratie nicht die Drohung einer marxistisch-leninistischen Diktatur (nicht weil die Marxisten dazu keine Lust gezeigt hätten, sondern weil sie materiell unmöglich hätten Erfolg haben können), sondern die wachsende und offensichtliche Lähmung der Institutionen, die sich ergab aus der Schwere des systematischen Konflikts der Gewalten und aus der Tiefe und Breite des allgemeinen Aufstands der wirtschaftlichen, beruflichen, technischen, gewerblichen, gewerkschaftlichen und jugendlichen Basis des Landes.

Was haben in diesem Sinne die Vorkommnisse des 11. September bewiesen? Mindestens einigen von uns hat die bewaffnete Konfrontation, welche der Militärputsch an diesem Tag auslöste, haben Form und Ausdehnung des bewaffneten Zusammenpralls gezeigt, daß die Hitzköpfe der marxistischen Linken und der Ultralinken, die vom kubanischen Experiment Verblendeten nicht wirklich die Kraft hatten, um Armee und Polizeikräften zu widerstehen und sie zu besiegen. Die Ereignisse zeigten beweiskräftig, daß weder Einheit noch Organisation noch Waffen noch Vorbereitung noch Stoßkraft vorhanden waren. Sie waren notwendigerweise auf verlorenem Posten, wie ein Teil von uns es schon vor Jahren vorausgesehen und in den Parteigremien dargelegt hatte. Und wie es Allende selber auch am 25. August geglaubt hat ...

Das *Weißbuch*, das die Militärjunta kürzlich herausgab, enthält offizielle Dokumente, um bestimmte Behauptungen der Junta zu stützen und zu bestätigen. Eine objektive und vorurteilslose Lektüre ergibt jedoch, daß das Buch zwei Seiten hat: es dient tatsächlich dazu, einige der Behauptungen der Militärjunta zu untermauern, aber gleichzeitig enthüllt es Fakten, die der offiziellen Version widersprechen, die auch von einigen von unseren Leuten weit verbreitet wurde.

Anklagen des Weißbuches: «Wahlbetrug» und «Plan Z»

Zum Beispiel der sogenannte «Wahlbetrug», den das Weißbuch anführt, indem es den vollen Text des Berichts wiedergibt, der von *Don Jaime del Valle*, Dekan der juristischen Fakultät an der Universidad Catolica, unterzeichnet ist. Im Zentrum der Argumentation steht, daß im April 1971¹¹ die Zahl der eingeschriebenen Wähler 3 760 000 betrug und daß diese Zahl bis zu den allgemeinen Wahlen vom März 1973 auf 4 510 000, also um 750 000 Wähler, anstieg. Nach diesem Bericht konnten die Jugendlichen zwischen 18 und 20 Jahren (denen das Gesetz nach den Wahlen von 1971 das Wahlrecht gab) nur ein Kontingent von neuen Wählern darstellen, das vernünftigerweise etwa 570 000 ausmacht statt den 750 000, die sich nach diesem Datum tatsächlich in die Wahlregister einschrieben. In der Differenz von 200 000 Wählern soll nun der «Wahlbetrug» bestehen.

Doch was vergißt oder verschweigt der Bericht? Daß die Gesamtbevölkerung Chiles 1973 10 Millionen Personen betrug. Daß das Gesetz allen Chilenen und Chileninnen über 18 Jahren erlaubt, sich einzuschreiben, was mathematisch 58 Prozent der Bevölkerung ausmacht. Nun, im März 1973 waren

nicht 5 800 000 Wähler eingeschrieben, sondern 4 510 000, das heißt, es gab immer noch 1 300 000 Chilenen, die sich einschreiben konnten und es nicht getan haben. Es ist wahrscheinlich und fast sicher, daß eine gewisse Anzahl von Wählern (einige hundert oder vielleicht tausend) unter Umgehung des Gesetzes an zwei verschiedenen Orten eingetragen sind (und nicht alle von der Volksfront, sondern auch von der Opposition). Aber es ist klar, daß man nicht «200 000 erdichtete Wähler erfinden» mußte, wenn die Zahl der Chilenen, die das Recht haben, sich einzuschreiben, und das bis heute nicht getan haben, eine Million übersteigt.

Was wissen wir und was wissen wir nicht über den Plan «Z»?¹² Luftwaffengeneral *Leigh* erklärte in einem Interview (...), daß der Plan «Z» erst nach dem 11. September zur Kenntnis des Militärs gelangte. Das ist eine ehrliche Erklärung, die die publizistische Kampagne vieler Informationsorgane und die Erklärungen nicht weniger Chilenen, unter ihnen auch einiger Christdemokraten, widerlegt, die aus der Existenz des Plans «Z» die fundamentale Rechtfertigung des Sturzes von Allende und der Anwendung extremer Sicherheits- und Repressionsmaßnahmen machen und die jeden Exzeß und jeden Willkürakt, auch den grausamsten, mit dem Argument rechtfertigen wollen: «Sie wollten uns ja auch umbringen.» Sie umgehen die Frage, welches diese «sie», welches die Verantwortlichen für den Plan «Z» waren.

Was wissen wir von diesem Plan «Z»? Wie ich es im Kommentar des «Mercurio»¹³ lese: Der Plan «Z» sah die Ermordung Allendes vor, des Präsidenten der Republik. Und nicht

¹² Auch der Plan «Z» wurde oft als Rechtfertigung des Militärputsches angeführt. Danach soll die Volksfront geplant haben, noch im September 1973 in einer landesweiten Aktion die gesamte Führung der Opposition zu ermorden.

¹³ «El Mercurio» ist das renommierteste Blatt Chiles, das dem Edwards-Clan, einer führenden Familie der chilenischen Oberschicht, gehört.

VIATOURS

Viatours-Reisen 1974

Westafrika

Studienreise nach Togo, Kamerun und Tschad.

Kontakte mit Mission und Entwicklungshilfe.

Erfahrene Leitung.

6.-22. August 1974

ca. Fr. 3970.- (alles inbegriffen)

Brasilien

Studienreise nach Rio, Sao Paulo, Iguassu, Belo Horizonte, Ouro Preto, Brasilia, Salvador, Recife.

Erfahrene Leitung.

18. Juli-3. August 1974

Fr. 6210.- (alles inbegriffen)

Griechenland

Ferien- und Studienreise

5.-18. Oktober 1974

Fr. 1778.- (alles inbegriffen)

Verlangen Sie Detailprospekte bei

VIATOURS

Habsburgerstr. 44, 6002 Luzern, Telefon 041/23 56 47



¹¹ Im April 1971, ein halbes Jahr nach Allendes Amtsantritt, fanden in Chile Gemeindevahlen statt, bei denen die Volksfront 50 Prozent der Stimmen erzielte.

nur seine Ermordung, sondern unter anderen (der «Mercurio» erwähnt meinen Namen) riet er auch zur Ermordung von General Don Carlos Prats. Wenn der Plan «Z» den Tod Allendes und des Oberkommandierenden der Streitkräfte vorsah, der mit aller Klarheit seine Entschlossenheit gezeigt hatte, sich einem Putsch gegen die Regierung zu widersetzen, wie kann sich da jemand vorstellen, daß der Plan «Z» ein Plan der Volksfront oder der Regierung war? Man müßte verrückt sein, um zu glauben, daß die von Allende geleitete Volksfront den Tod ihres Staatsoberhauptes und des Oberkommandierenden der Streitkräfte plante, der sich gegen eine Intervention der Streitkräfte wehrte.

Die Wirtschaftspolitik der Militärjunta

Seit Ende September sind die Optionen der Militärjunta in bezug auf ihre grundsätzliche wirtschaftliche Orientierung klar. Es ist ohne Zweifel das klassische Schema des Kapitalismus, auch wenn man es mit dem Etikett «Pragmatismus» versieht, was übrigens die weltweit bekannte Bezeichnung jener ist, welche für die Ziele, die Methoden und die Ansprüche des Kapitalismus an das Volk eintreten. In Chile wird in diesen Monaten das härteste und rohste kapitalistische System erprobt, das es gegenwärtig in Lateinamerika gibt. Die grundlegenden Entscheidungen sind bereits getroffen und bekannt:

► Abschaffung des ganzen Systems der Preiskontrollen und sein Ersatz durch ein Regime vollständiger Freiheit im Vertrauen darauf, daß das freie Spiel von Angebot und Nachfrage (in einem unterentwickelten und armen Land ohne Sparkapital und Investitionskapazitäten!) «nicht nur gerechte Preise, sondern auch eine ausreichende, allen zugängliche Versorgung» festlegen werde.

► Drastische Abschaffung des Systems der gesetzlichen Angleichung von Gehältern und Tagelöhnen an die offiziellen Lebenskosten nach dem Index der Konsumentenpreise. Der grundsätzliche Gedanke, auf den man sich immer wieder versteift, ist, daß es das fundamentale Erfordernis einer gesunden Wirtschaft sein müsse, daß «jede Ware zu ihrem realen Preis bezahlt wird», ein Gedanke, der auf alles angewendet wird, außer auf die einzige «Ware», die fast drei Millionen lohnabhängige Chilenen verkaufen und einsetzen können: ihre Arbeit. Es wird behauptet, daß die dramatischen Preissteigerungen für Nahrungsmittel, Kleider, Schuhe, Transport usw. unumgänglich seien, weil sie «zu ihrem realen Preis bezahlt werden müssen», aber die Abschaffung des Mechanismus, der Löhne und Lebenskosten aneinander band, hat als einzigen Artikel oder einzige Dienstleistung, für die ein realer Preis nicht akzeptiert wird, die Arbeit übriggelassen. Die Normalisierung der chilenischen Wirtschaft geht für die Wirtschaftsberater der Junta über unvermeidliche Preissteigerungen der Waren und bestimmter Dienstleistungen und über die Verminderung des Preises der lohnabhängigen Arbeit im Vergleich zur realen Kaufkraft und zum Existenzminimum ...

In dieser «ersten Etappe» (der Militärregierung) haben die Streitkräfte aus begreiflichen und vorhersehbaren Gründen für das System der wirtschaftlichen Rechten optiert und ihre Ratgeber und in einem gewissen Grad auch die Ausführenden dieser Politik auf der Rechten gesucht. Diese und andere Gründe auf anderer Ebene des institutionellen Lebens des Landes machen unsere Nichtidentifizierung mit der Politik der Regierung während dieser «ersten Etappe» unumgänglich (...). Aber wir erleben gegenwärtig nur eine Übergangsphase; persönlich bin ich überzeugt, daß die Politik, die diese «erste Etappe» charakterisiert, nur während einer kurzen Periode aufrechterhalten werden kann. Vielleicht weniger als ein Jahr lang. Noch vor einem Jahr werden die Streitkräfte und die Junta feststellen, daß es unmöglich ist, auf ein System zu vertrauen, das in der chilenischen Realität nicht anwendbar ist, auch nicht unter einer Gewaltherrschaft.

Zukunftsperspektiven für die Christdemokraten Chiles

Unsere Aufgabe ist es jetzt, dem Land und den Militärs selbst eine «politische Perspektive» zu eröffnen, die für die Militärs, für das Volk und für uns anwendbar ist, wenn sich erwiesen

hat, daß der Weg, den sie jetzt erproben, nicht gangbar ist, und wenn sie ein neues Schema von Ideen, Methoden, Zielen und der Zusammensetzung der gesellschaftlichen Kräfte als Antwort auf die Politik der Militärregierung brauchen. Das wird die «zweite Etappe» sein (...).

Im wesentlichen muß diese «politische Perspektive» (...) sein: Auf einen großen Konsens hinarbeiten, dessen politisches Grundschema die Übereinstimmung der wesentlichen demokratischen Werte mit sozialistischen Strukturen in der Wirtschaft, in der Gesellschaft und im Staat sein muß. Dieser Konsens muß eine Regierung ermöglichen, die aus einem Zusammenwirken der Kräfte der christlich-humanistischen Linken, der Streitkräfte und der marxistischen Linken besteht. Diese sind die bestimmenden Elemente.

Sozialismus und Demokratie miteinander zu vereinen ist die entscheidende historische Aufgabe, wenn es für Chile eine Zukunft geben soll, die diesen Namen verdient (und für fast alle Völker Lateinamerikas und wahrscheinlich der Dritten Welt). (...) Schon vor einiger Zeit hat die chilenische Christdemokratie für sich den Titel einer «sozialistischen», kommunitären, pluralistischen und demokratischen Partei beansprucht. Ich hoffe, daß wir diese fundamentale Definition nie mehr verneinen werden. (...)

Der 11. September hat für das Land und in bezug auf die marxistisch orientierten Kräfte faszinierende Möglichkeiten eröffnet. Wenn sie nur die Streitkräfte, die DC und bestimmte Gruppen von moralischer und sozialer Bedeutung in ihrer ganzen Tiefe erkennen! Ich beziehe mich auf den verheerenden Zusammenbruch der Ultralinken und mehr noch der «Guerilla-These» der marxistischen Avantgarde Chiles und der These des «notwendigen und systematischen Klassenkampfes» als Weg zum Sozialismus in unserem Vaterland. All das wurde auf drastische Weise am 11. September weggeblasen. Wenn die chilenischen Marxisten die Bilanz der Ereignisse ziehen, wird der handgreifliche Beweis, daß es nie einen bewaffneten Weg zum Sozialismus gab, für alle, oder doch für fast alle, offensichtlich werden. Wenn die von der Junta verfolgte Politik in der «Ausrottung des Marxismus, des marxistischen Krebsgeschwürs bis zur letzten Konsequenz» bestünde (und daß wir nicht den verheerenden Irrtum begehen, dazu zu schweigen!), dann würde Chile mit Sicherheit nicht nur eine providentielle Möglichkeit versäumen, die neue Geschichte Lateinamerikas anzuführen, wie Chile es im 19. Jahrhundert mit Portales¹⁴ getan hat, sondern wir würden auch buchstäblich einen Abgrund öffnen und unser Vaterland «in zwei Nationen» teilen. Und die Stunde der Rache mit Blut und Feuer käme eines Tages in der Zukunft von unseren heutigen Nachbarn¹⁵ (...)

Gewisse Dinge können ja nun einmal nicht geleugnet werden. Zum Beispiel, daß in Chile im September 1970 eine Million Chilenen für die Volksfront stimmten. Dass im April 1971 1 400 000 Chilenen für die Volksfront stimmten. Und daß im März 1973 1 630 000 Chilenen für die Volksfront stimmten. Sie machen nicht ganz Chile aus, natürlich, aber sie sind ein untrennbarer Teil von Chile.

Wie können wir nun die konkrete Entwicklung einer christdemokratischen Politik zusammenfassen, die auf einen großen Konsens ausgerichtet ist, dessen hauptsächliches politisches Schema die Versöhnung der wesentlichen demokratischen Elemente mit sozialistischen Strukturen in der Organisation der Wirtschaft, der Gesellschaft und des Staates sein muß?

Innerhalb der Begrenzungen, die den Aktionen der DC durch die herrschenden Umstände auferlegt sind, und auch trotz dieser Begrenzungen glaube ich, daß eine schematische Beschreibung beinhalten könnte:

- Tun, was wir tun müssen, damit es eine «zweite Etappe» gibt, die auf friedlichem Weg innerhalb der Streitkräfte hervorgebracht wird;
- Uns klar darüber sein, daß diese «zweite Etappe» nur wirklich von historischer Bedeutung sein kann, wenn sie dazu dient:
 - den Schwerpunkt der Militärregierung von der Rechten und von den kapitalistischen Kräften auf das Volk und auf die Arbeiter zu verlagern;
 - die Kräfte der Diktatur und der Ausübung von Autorität durch Werte und Formen wirklicher demokratischer Partizipation zu ersetzen, wobei

¹⁴ Portales war chilenischer Präsident und Schöpfer der damals für ganz Lateinamerika vorbildlichen Verfassung von 1833.

¹⁵ Als «Nachbarn» bezeichnet Tomic hier die Volksfront Allendes.

aber gleichzeitig klar und bestimmt der Wahlspruch des Landeswappens aufrechtzuerhalten ist: «Mit Vernunft oder mit Gewalt»;

- mit durchdachter, klarer, anspruchsvoller und nicht demagogischer Zielsetzung zu suchen nach konkreten Formen der Versöhnung zwischen grundlegenden demokratischen Werten (die nicht zu verwechseln sind mit den traditionellen Requisiten der «repräsentativen Demokratie», wie wir sie in Chile und in Lateinamerika erlebt und erlitten haben) und sozialistischen Strukturen (die ebenfalls nicht zu verwechseln sind mit dem Totalitarismus, noch mit der «Neuen Klasse», noch mit der ersticken Bürokratie und Verstaatlichungspraxis des Kommunismus) ...

► Uns bewußt sein, daß die DC, wenn es eine «zweite Etappe» geben soll und wenn die DC in dieser «zweiten Etappe» wirklich nützlich sein soll, nicht die Militärregierung systematisch angreifen und sich als ihr Feind profilieren kann und darf; aber daß sich die DC auch mit Klarheit und Bestimmtheit nicht identifizieren darf mit dieser «ersten Etappe». Wenn sie es tut, macht sie sich unmöglich als Schlüsselkraft der Ablösung des Schemas der Rechten, das heute angewendet wird, und sie wird ihr revolutionäres, volksverbundenes, antikapitalistisches und demokratisches Fundament in vielleicht irreparabler Weise kompromittieren.

► Ohne Verzug, mit moralischer Großzügigkeit und mit der unerläßlichen politischen Beherrschung das verzerrte Bild korrigieren, das die Chilenische DC sich nach dem Zusammenbruch der Institutionen Chiles in der ganzen Welt und speziell in der internationalen Christdemokratie geschaffen hat, teils durch Irrtümer, die wir als Partei begangen haben, teils durch die mißbräuchliche Handhabung der Information nach innen und außen durch bestimmte Persönlichkeiten der DC.

Diese Korrektur unseres heute so geschädigten Rufes wird niemals möglich sein, wenn wir darauf bestehen, daß wir «recht hatten» in dem, was wir vor dem 11. September getan und gesagt haben. Wir hatten nicht recht, die Ereignisse haben es mit schrecklicher Beredtheit gezeigt, denn was in Chile geschehen ist, ist nicht, was das im Mai gewählte Nationale Direktorium (der DC) gewollt hat, weder im Mai noch nach dem Mai, weder vor noch nach dem 11. September! Es gibt keinen Grund, warum das, was sich tatsächlich so verhält, nicht klar bekannt und klar gesagt werden sollte! Das universelle Urteil unserer Schwesterparteien in Lateinamerika (ohne eine einzige Ausnahme) und der meisten in Europa ist negativ für uns, wie auch das Urteil der überwiegenden Mehrheit der Parlamente und Institutionen, der Presse und der Massenmedien von solidester demokratischer Überzeugung. Dies zu reparieren ist dringend und unerläßlich. Für uns ist es lebensnotwendig, das Vertrauen der christlichdemokratischen Gemeinschaft Lateinamerikas und der Welt in die chilenische DC wieder herzustellen. Das kann nur gelingen, wenn wir offen und ehrlich zugeben, was in gewissem Ausmaß in internen Versammlungen der DC schon zugegeben wurde, daß wir uns nämlich bei wichtigen Anlässen in der Beurteilung der chilenischen Realität getäuscht haben, daß wir bei andern Gelegenheiten falsche Entscheide getroffen und unterstützt haben und daß einige unserer Beurteilungen, die internationale Verbreitung fanden, überstürzt waren und durch spätere Ereignisse widerlegt wurden.

Santiago, 7. November 1973

Radomiro Tomic

Hat Chile noch eine Chance?

Die selbstkritische Darstellung Radomiro Tomics über die Verantwortung seiner christdemokratischen Partei (DC) ist ernst zu nehmen. Aber was ist von seiner Zukunftsvision von einem großen nationalen Konsens zu halten? In der Tatsache, daß die Politik der Junta den Interessen und Bedürfnissen der Mehrheit der Chilenen widerstreite, sieht er eine Chance für ein Zusammengehen der christdemokratischen Linken, der marxistischen Linken und der Armee. Aber das war am 7. November, Tomic, umstrittener Exponent der progressiven Kräfte der DC und seit seiner Niederlage als Gegenkandidat Allendes in seiner Partei knapp in der Minderheit, war von Anfang an ein entschiedener Gegner des Putsches; trotzdem sah er wohl damals das Ausmaß der Folgen noch nicht voraus,

die sich heute, ein halbes Jahr nach dem Putsch, zeigen. Und wenn dies für Tomic zwei Monate nach dem Putsch galt, dann gewiß für viele andere vor dem Putsch: niemand, fast niemand hätte für möglich gehalten, was in Chile am 11. September 1973 geschah und was dort seither geschieht.

Die chilenische Armee hatte das Prestige, die Hüterin der Demokratie und der Verfassung zu sein. So mochten viele glauben, die chilenischen Militärs öffneten nur einen Ausweg aus einer zugegebenermaßen verfahrenen Situation. Nun haben sie aber nicht nur den seit langem vorbereiteten Putschplan ablaufen lassen, sondern sie haben sofort die ganze Verfassung außer Kraft gesetzt, die demokratischen Institutionen aufgelöst und sich nicht nur für eine «Übergangsphase», sondern gleich «für mindestens fünf Jahre», bzw. «für unbestimmte Zeit» häuslich an der Macht eingerichtet.

Das Regime der Repression gibt sich immer ungenierter als faschistische Diktatur (faschistisch: man sollte sparsam umgehen mit dem Wort, sollte es für *solche* Situationen und solche Regimes aufbewahren). Die Devise heißt jetzt ja tatsächlich: «Ausrottung des Marxismus, des marxistischen Krebsgeschwürs bis zu den letzten Konsequenzen». Die Anhänger von Allendes Volksfront werden verfeimt, verfolgt und kaltgestellt, 44 Prozent der Chilenen bei den Wahlen vom vergangenen Jahr, den letzten für lange Zeit. Und der Prozeß geht weiter: politisch kaltgestellt werden heute auch schon die Anhänger der christdemokratischen Mitte. Nicht erst mit Allende, lassen die Generäle wissen, habe der Niedergang Chiles begonnen, sondern schon vorher – also mit Eduardo Frei, dem Christdemokraten. Die Generäle, darunter immerhin viele Söhne des «Mittelstandes», haben sich zum ausschließlichen Instrument der alten Oligarchie gemacht, die nur vorübergehend ein nur scheinbar sinkendes Schiff verlassen hatte und die zurückgekehrt ist an die Schalthebel der wirtschaftlichen Macht, jener Macht, die auf Konzentration des Eigentums beruht und die konzentriertes Eigentum vermehrt und die unterprivilegierten Schichten, Arbeiter, Kleinbauern, Slumbewohner, die eben zum erstenmal hatten aufatmen können, systematisch in die Armut zurückstößt.

Angesichts einer solchen Entwicklung wird man darauf gestoßen, nach der Eigengesetzlichkeit dieses Militärs zu fragen, eines Militärs, das seine preußische Tradition hoch in Ehren hält: mit preußischer Gründlichkeit hat es sich des «marxistischen Krebsgeschwürs» angenommen. Das perfekte Räderwerk aus Disziplin und Gehorsam (Pinochet rühmt sich dessen), das durch einen «Druck auf den Knopf» ins Rollen kam, ist niemand mehr Rechenschaft schuldig, und so wird es zur unkontrollierten, mörderischen Maschine der totalen Repression. Ihre Automatik beherrscht auch die Juntageneräle, die sie an die Macht gebracht haben.

Kann es also mit dieser «losgelassenen» Armee noch zu einem demokratischen Konsens kommen? Tomic muß seine Vision inzwischen als Illusion erkannt haben: er hat Chile verlassen und einen Lehrauftrag in den USA angenommen.

Seine Rede bleibt ein Dokument. Belegt wird darin aus der Sicht eines politischen Gegenspielers von Allende, was dieser Putsch wirklich war, woher er kam und was er – am 7. November 1973 wie heute – auf politischem, sozialem und wirtschaftlichem Gebiet bewirkt. Belegt wird das Dilemma der DC, die, von der Macht verdrängt, zwischen Volksfront und Rechtsdiktatur aufgerieben zu werden droht. Und belegt wird schließlich auch die Haltung eines Mannes, für den Christdemokratie heißt: Demokratie und Sozialismus verbinden, die Postulate der neuen Sozialenzykliken radikal in die politische Praxis umzusetzen.

Gerade das hat Tomic und hat seine Partei nicht geschafft. Eduardo Freis anfänglicher reformerischer Elan blieb am Widerstand der vorherrschenden Interessen hängen; Tomics revolutionäre Radikalität trieb bei den Wahlen von 1970 ver-

schreckte DC-Wähler ins Lager der Rechten, während sich andere nach drei flügelahnen Frei-Jahren bei der Volksfront besser aufgehoben sahen. Zwei Abspaltungen auf der Linken – die MAPU vor, die Christliche Linke nach Allendes Sieg – zeugen von den Schwierigkeiten einer Partei, die sich von der alten Ordnung wohl nie völlig gelöst hat, die immer noch eng verknüpft ist mit der Institution Kirche und die doch versucht, die überkommenen Strukturen durch neue, sozialistische und demokratische zu ersetzen.

Die chilenische DC war 1938 hervorgegangen aus einer Abspaltung von der alten, kirchentreuen und oligarchischen Konservativen Partei. Sie hieß damals und bis 1957 «Falange Nacional». Die Falange – und auch Radomiro Tomic war damals schon dabei, genau wie Eduardo Frei – war von sozial fortschrittlichen Vorstellungen ebenso geprägt wie von den Vorstellungen des italienischen Faschismus. Zur stärksten Partei Chiles wurde die bedeutungslose Falange aber erst dank massiver Unterstützung durch die Kirchen und durch kirchliche Kreise. Freis Wahlkampagne, die ihn zum ersten christdemokratischen Präsidenten Lateinamerikas machte, war geplant worden im Institut des belgischen Jesuiten *Roger Veckmans*, der sich im weiten Fächer vom Schweizer Fastenopfer (für nicht-politische Aktivitäten, muß man präzisieren) und von Misereor bis zum amerikanischen Geheimdienst CIA finanzieren ließ und der sich nach Allendes Wahlsieg prompt nach Kolumbien absetzte, während sein ursprünglicher Mitarbeiter *Gonzalo Aroyo*, Jesuit auch er, sich den chilenischen «Christen für den Sozialismus» zur Verfügung stellte. Die Lancierung der DC mit internationaler Hilfe stand damals noch im Zeichen einer kirchlichen Anti-Kommunismus-Strategie, ein Motiv, das zusehends schwächer wurde. Hatte die DC ohne dieses Argument der überwiegend marxistischen Volksfront zu wenig an eigener politischer Substanz entgegensetzen?

Die chilenische Christdemokratie hat vor und nach dem Putsch vom 11. September eine zweideutige Rolle gespielt. Ihre Politik hat wohl den Putsch erst möglich gemacht. Diese Christdemokratie fand, wie auch die Kirche, keine gültige Antwort auf die Herausforderung der marxistischen Volksfront Allendes. Die Antwort, die sie schließlich begünstigte, die Militärdiktatur, wird nun ihr selber und wird Chile zum Verhängnis. Die chilenische Christdemokratie hat versagt, Tomic sagt es mit aller Deutlichkeit, aber was heißt das? Hat nur die Parteiführung versagt oder die Partei als Ganzes? Hat am Ende, allgemeiner, christliche Politik überhaupt versagt in Chile? Radomiro Tomics Rede gibt die Antwort nicht, kann sie nicht geben. Aber seine Rede liefert Material zum Nachdenken über dieses Grundproblem, das die chilenische Tragödie mit verschuldet hat.

Andreas Bänziger, Glattbrugg

DER AUTOR, Dr. phil., ist Journalist und gegenwärtig im Informationsdienst einer schweizerischen Entwicklungshilfe-Organisation tätig. Er hat verschiedene Reisen nach Lateinamerika gemacht, auch nach Chile. Publikationen: Lateinamerika, Widerstand und Befreiung. Imba/Laetare 1973 (Koautor, ein zweites Bändchen liegt im Druck).

ERRATUM: In einem Teil der Auflage heißt es irrtümlich *Radiro* statt *Radomiro* Tomic.

Buchbesprechungen

Gerhard Lohfink: Jetzt verstehe ich die Bibel.

Ein Sachbuch zur Formkritik. Verlag katholisches Bibelwerk Stuttgart, 1973, 168 Seiten illustriert.

Mit verblüffend gehäuften und lebensnah dargestellten «festen Formen», die wir im alltäglichen Gespräch, im geschäftlichen und privaten Briefverkehr, in Todesanzeigen, Kochrezepten und Predigtanfängen verwenden, beginnt dieses nicht nur für Schulen, sondern auch für Familien zu empfehlende Buch, das den Sinn für die Vielzahl literarischer Gattungen und Formen in der Bibel wecken und zum entsprechend richtigen «Lesen»

ktha

An der

Katholischen Theologischen Hochschule in Amsterdam

ist zum 1. Juli 1974 durch Emeritierung des bisherigen Inhabers des

Ordentlichen Lehrstuhls für systematische Theologie

die Stelle neu zu besetzen.

Honorierung gemäß staatlichen Normen.

Erwünscht ist eine Spezialisierung in Ekklesiologie und Ökumenischer Theologie.

Interessierte Bewerber mit entsprechender Qualifikation werden gebeten, sich in Verbindung zu setzen mit Prof. Dr. P. Smulders, Lairesestraat 47, Amsterdam (Holland), (Tel. 0031-20-761465).

und Verstehen führen will. So wie die Illustrationen absichtlich eine Vielfalt von Stil und Geschmack, Naturalismus und Abstraktion vor Augen führen, so auch die Textbeispiele.

«Formkritik» (Untertitel), so wird deutlich gesagt, sei «nichts anderes als feste Formen im Alltag oder in der Literatur ... zu entdecken, zu beschreiben und schließlich ihre sprachliche Intention und ihren Sitz im Leben zu bestimmen.» Und schon kann der Leser eine solche Entdeckung «Kurzprosa als neue literarische Form» in unserer Zeit mitvollziehen und erleben, wie der Mensch ständig neue sprachliche Formen entwickelt. Wichtig ist aber vor allem die Erklärung über den Begriff der sprachlichen Intention: Welches Ziel, welche Absicht hat die Sprache? Will sie etwas berichten oder will sie erzählen, will sie belehren oder verkünden, will sie anklagen oder ermahnen, befehlen oder bekennen?

Und wieder bietet der Alltag mit seinen Grußformen, Gesprächsanfängen (zum Beispiel «Wie geht's?» – «Gut!» ist nicht Frage und Antwort, sondern dient der Herstellung von Kommunikation) die unmittelbar einleuchtenden Exempel. Wie wenig «selbstverständlich» aber deren Anwendung auf den biblisch-kirchlichen Bereich noch immer ist, beweisen so viele Verwirrungen und Enttäuschungen, die bis heute anhalten: «Man hielt biblische Texte, die verkünden wollten, für Berichte. Man hielt neutestamentliche Texte, die ermahnen wollten, für Gesetze. Und man hielt kirchliche Texte, die bekennen wollten, für Informationen.»

Unter den angeführten biblischen Beispielen, die auch solche von «Umfunktionierung geprägter Formen» durch die Propheten enthalten, scheint uns das *Jonabuch* besonders glücklich ausgewählt. Daß die Geschichte von Isaaks Opferung als «Sage» eingestuft wird, wird der Leser nach der vorgefundenen Erklärung nicht mehr ärgerlich empfinden; «Sage ist eine Geschichte, in der sich die Erfahrungen eines Volkes niedergeschlagen haben.» – Erfreulicherweise bleibt der Neutestamentler Gerhard Lohfink nicht beim AT stehen. So etwa wenn er in der Apostelgeschichte die Gattungen der «Liste» und der «Chronik» bzw. des «Reisetagebuchs» in ihren Stilelementen aufzeigt, um dann die Frage zu stellen: Warum bietet das NT keine Chronik des Lebens Jesu? Eine erste Antwort: «Die Urkirche hatte kein Interesse an Chronik und Bericht, weil sie überhaupt nicht mehr mit einer langen Zukunft rechnete und deshalb

auch an einer Verobjektivierung der Vergangenheit nicht interessiert war.» Aber diese Antwort genügt Lohfink noch nicht. Am Beispiel der Darstellung von Jesu Verhaftung in Markus 14, 43–52 wird sie im Sinne der *Deutung* des Geschehens aus dem Glauben erweitert. Denn obwohl Markus viele von Lukas eingeführte «legendarische Erweiterungen» (nämlich näher bestimmte Einzelheiten, zum Beispiel den Namen Malchus oder die Angabe: das «rechte» Ohr) noch nicht hat und so näher beim bloßen «Bericht» bleibt, bietet er in Wirklichkeit doch eine «Geschichtserzählung», die «Einzelfakten in eine sinnvolle Anordnung bringt und sie eben damit deutet, die sich aber auch nicht scheut, Jesus ein Wort in den Mund zu legen, das den historischen Vorgang beleuchtet und interpretiert.» (106) Dieses Ineinander von Fakten und ihrer Deutung (wobei die «Mischung» verschieden sein kann) bezeichnet Lohfink als charakteristisch für die ganze Leidensgeschichte, ja für die meisten erzählenden Texte der Evangelien überhaupt. Als Beispiel für eine Erzählung, die sich ob dem Gewicht der Deutung und des Interesses am inneren Sinn (hier des Auftretens Jesu) «vom äußeren historischen Ablauf weit entfernt», wird die Ankündigung der Geburt Jesu (Verkündigungserzählung) in Lukas 1, 26–38 herangezogen. So schreitet das «Sachbuch», das am Ende auch einige «Übungen» enthält, von einfachen zu schwierigeren und für das Glaubensverständnis «heikleren» Texten voran. Lohfink scheut sich auch nicht, gelegentlich einen Seitenblick auf das kirchliche Sprechen zu machen: «Der Widerwille gegen eine bestimmte Form kirchlicher Dogmatik und dogmatischer Definitionen, der weithin existiert, ist doch nur dadurch entstanden, daß die Kirche mehr und mehr beanspruchte, mit Glaubenssätzen Sachinformation über Gott zu liefern. In der Bibel hingegen waren Glaubenssätze niemals als Sachinformationen gedacht. Sie waren ihrer Form nach eindeutig Bekenntnisse, staunende und dankbare Bekenntnisse der Heils-taten Gottes. Es ist höchste Zeit, dem Dogma diesen Sprachcharakter endlich wieder zurückzugeben.» (37 f.)

Ludwig Kaufmann

Bruno Schüller SJ: Die Begründung sittlicher Urteile

Typen ethischer Argumentation in der katholischen Moraltheologie, Patmos-Verlag Düsseldorf, 1973, 213 S.

Die scharfsinnige Studie ist geeignet, die tiefgründige Komplexität und Problematik der Begründung sittlicher Werturteile aufzuzeigen und die Diskussion darum weiterzuführen. Tragweite, Grenzen und Problematik solcher Urteile werden, wie Schüller mit Recht bemerkt, oft deutlicher sichtbar, wenn man nicht allein ihre abstrakte Form, sondern die konkreten Schlußfolgerungen auf ihre Rationalität und Praktikabilität hin untersucht und dabei bemerkt, wieviel Einschränkungen und Hilfskonstruktionen die betreffenden Autoren benötigen, um zu akzeptablen Lösungen zu gelangen.

Schüller unterscheidet, nach angelsächsischen Vorbildern, den deontologischen und den teleologischen Typ ethischer Argumentationen. Der *deontologische* Typ stellt nach abstrakten Grundsätzen kategorische Gebote und Verbote auf, ohne Rücksicht auf Folgen. Der *teleologische* Typ dagegen zieht immer auch die Folgen in Betracht, ist auf Absicht und Ziel ausge-

richtet. Anhand unermüdlicher und unerbitterlicher Analysen deontologischer Urteile, z.B. in Fragen der Falschsausage («Lüge»), Empfängnisverhütung, Tötung, Unauflöslichkeit der Ehe, zeigt Schüller, wie solche Forderungen allzu oft zu unerträglichen Konsequenzen führen, wenn sie nicht doch wieder durch teleologische Rücksichten eingeschränkt werden. Er macht so einsichtig, daß ohne die teleologische Betrachtungsweise nicht auszukommen ist. In diesem Zusammenhang wird mit Recht bedauert, daß manche Moralbücher, aber bisweilen auch römische Entscheidungen (z.B. in «Humanae Vitae») zu einseitig von kategorischen deontologischen Sichten sich leiten ließen. – Der Verfasser begründet und präzisiert hier ausführlicher die Auffassungen, die er in der Orientierung Nr. 36 (1972), S. 81–84 vorgetragen hat und stößt zu kühnen und einleuchtenden Lösungen vor.

Man kann sich freilich fragen, ob der Ethiker nicht durch Anwendung und Ausfaltung eines umfassend verstandenen Begriffes der «menschlichen Natur», der die Rationalität und den wesentlichen, aus dem Wesen sich ergebenden Bezug zur *Gemeinschaft* und darum auch die wesenhafte *Geschichtlichkeit* der menschlichen Natur umfaßt, weiterzukommen und noch einleuchtender zu begründen vermöchte. Der Verfasser hat wohl allzu sehr den statischen, geschichtslosen Begriff der abstrakten «menschlichen Natur» vor Augen, der allerdings noch allzu oft in Moralbüchern und wohl auch in kirchlichen Dokumenten anzutreffen ist. Ein dynamischer, geschichtsbezogener «Natur»-begriff würde zu anderen, umfassenderen Folgerungen führen.

Jakob David

Chile. Ein Schwarzbuch. Herausgegeben von Hans-Werner Bartsch u.a. Pahl-Rugenstein Verlag Köln, 1974, 228 Seiten illustriert.

Auf das «Weißbuch» der Junta muß ein «Schwarzbuch» antworten, und so hat man Chile in Schwarz-Weiß-Propaganda ohne Grautöne. Denn auf beiden Seiten fehlt jegliche Selbstkritik. Von den Christdemokraten erfährt man zum Beispiel im Schwarzbuch überhaupt nichts. Man gewinnt den Eindruck, die Geschichte habe mit dem Amtsantritt Allendes und seiner Volksfront begonnen. Die Kirche bleibt ebenso vorsichtig fast außer Betracht und nur die christliche Linke, bzw. die «Christen für den Sozialismus» werden erwähnt. Trotzdem findet man noch genug Dokumentarisches, nicht zuletzt über verfolgte und hingerichtete Ärzte und über ehemalige deutsche Nazi samt heutigen deutschen Korrespondenten, die es zum Beispiel erklären, wieviel Junta-freundlicher die Kommentare der deutschen (Rechts-)presse im Vergleich zu denen in den liberal-kapitalistischen Blättern der Schweiz (Neue Zürcher Zeitung, Basler Nachrichten) waren.

l.k.

Zur Titelseite

Sieco Mansholt, derzeit Sonderberater der niederländischen Regierung für Umwelt- und Landwirtschaftsfragen, war von 1949 bis 1972 Vizepräsident der Europäischen Kommission. Das von uns leicht gekürzte Votum gab er im Rahmen einer Diskussion mit Dennis L. Meadows u.a. ab, die am 15. Oktober 1973 in Frankfurt von «Control Data» veranstaltet wurde. Sie erschien unter dem Titel «Konsequenzen oder Kapitulation?» als Beitrag zu einem Sammelband von Kontroversen zur MIT-Studie «Die Grenzen des Wachstums»: *Dennis L. Meadows u.a.: Wachstum bis zur Katastrophe?* Pro und Contra zum Weltmodell, hrsg. von H. E. Richter. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1974, 132 Seiten.

Der Band enthält zwei Beiträge von Dennis L. Meadows, «Die Grenzen des Wachstums und Planung der Zukunft» und «Kurskorrektur oder Bis zur Kollision», ferner je einen Beitrag von Dieter Senghaas, «Über Struktur und Entwicklungsdynamik – Zur Problematik von Weltmodellen» und von Heinrich von Nussbaum, «Die Zukunft des Unterganges oder Der Untergang der Zukunft – Notate wider die Futurologie des Status quo», schließlich zwei Diskussionsaufzeichnungen, «Wachstum bis zur Katastrophe?» und «Konsequenzen oder Kapitulation?».

All diese Themen sind kontrovers, was verständlich ist, denn der Mensch muß sich für eine Alternative zum Wachstumswahn entschließen. Wie soll dies geschehen, ohne die verwöhnten Kinder unserer Gesellschaft zu verärgern? Von ihnen wird ja verlangt umzudenken. Wer tut so etwas ohne Widerspruch? Karl Rihaczek zeigt im abschließenden Beitrag «Advent 2000» wie sich das Unbehagen zu einer neuen apokalyptischen Stimmung verdichtet. «Advent 2000: Menschen, die Zeichen sehen; Menschen, die Zeichen nicht sehen; Menschen, die Zeichen für andere gesetzt sehen; Menschen, die lachen; Menschen, die beten, daß die Zeichen falsch sein mögen; Menschen, die diesen Punkt für sich abhaken; ärgerliche Menschen; Menschen, die recht haben wollen; Menschen, die erst glauben, wenn sie den Eisberg mit Händen fassen; Menschen, die reden; Menschen, die widerreden; Menschen, die aneinander vorbeireden; Menschen, die in Ruhe gelassen werden wollen; Menschen, die sündigen wider den Geist.»

k.w.

Herausgeber: Institut für weltanschauliche Fragen
Redaktion: Ludwig Kaufmann, Raymund Schwager, Karl Weber, Jakob David, Albert Ebnetter, Mario v. Galli, Robert Hotz, Josef Renggli, Josef Rudin

Anschriften von Redaktion und Administration: Scheideggstr. 45, CH-8002 Zürich, ☎ (01) 36 07 60

Bestellungen, Abonnemente: Administration

Einzahlungen: Schweiz: Postcheck 80-27842 – Deutschland: Postscheck Stuttgart 62 90-700 «Orientierung», Zürich – Österreich: Sparkasse der Stadt Innsbruck, Scheckkonto Nr. 133.629 (Vermerk 0001/268499 «Orientierung») – Frankreich: Crédit Commercial de France, CCP 1065, «Orientierung» C.E. Suisse No. 020/081.7360 – Italien: Postcheckkonto: Roma 1/28545 «Orientierung» Zürich

Abonnementspreise: *Ganzes Jahr:* Fr. 24.— / Ausland: sFr. 27.— / DM 24.— / öS 160.— / FF 40.— / Lit. 5800.— / US \$ 9.50

Halbjahresabonnement: Fr. 13.50 / Ausland: sFr. 15.— / DM 13.50 / öS 85.—

Studenten-Abonnement: Schweiz Fr. 15.50 / Ausland: sFr. 17.— / DM 15.50 / öS 95.— / Lit. 3700.—

Gönnerabonnement: sFr./DM 32.— (Der Mehrbetrag von sFr./DM 8.— wird dem Fonds für Abonnemente in Länder mit behindertem Zahlungsverkehr zugeführt.)

Einzelexemplar: sFr./DM 1.50 / öS 9.—

AZ

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion

8002 Zürich